

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Monika Rinck

Ah, das Love-Ding!

Ein Essay

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

ARBEIT IN GRUPPEN ■■■ ARBEIT AM GEFÜHL – Die Korres-
pondenz ■■■ ARBEIT AM KÖRPER ■■■ NIGHT-CLUBBING
VERONIKA – *Am I Wrong To Hunger?* ■■■ Das träumerische
Zwischengeschoss ■■■ AUF ETWAS ZU – *Make It A Good Story* ■■■
Wenn die Kutsche kippt ■■■ DAS GLATTE oder: Die Ausweitung
des Monologs ■■■ Die apokalyptische Wiederauflage der Wünsche
oder: Das Zombiekapitel ■■■ Suchtwirkungen ■■■ DIE ANDERE
SEITE DAVON ■■■ DIE EIGENWELTLICHKEIT DER STÖRUNG
■■■ Wie es ist, wenn es aufhört: Das erste Kapitel über das Ent-
rissensein ■■■ *MAKING OF* – Von einem Film geliebt zu werden
■■■ KUNSTRAUM BEGEHREN ■■■ Das Ablösen der Produkte
■■■ Parasiten am SURPLUS ■■■ Wie es ist, wenn es aufhört: Das
zweite Kapitel über das Entrissensein ■■■ DIE PRAXIS DER VER-
GEBUNG ■■■ ETWAS HAT HUMOR ■■■ der REGEN, der REGEN
■■■ DAS GLÜCK !!! ■■■

Weil, sagt Veronika, Reue sinnlos ist, wenn die Dinge nicht anders hätten sein können. Deswegen.

Der Abend, an dem mir Veronika ein Loch in meine neue weiße Neoprenjacke gebrannt hat, das war der Abend über die Hermeneutik von Tränen im Studio für Pathosforschung, in der Staatsbank. Wenn Tränen, die von Schauspielern in Filmen geweint werden, unecht sind, und das wird kaum einer bezweifeln, was ist dann mit den Tränen, die das Publikum weint?

Ein Franzose, offenbar der Exfreund von irgendjemandem, sollte später auflegen, Musik so traurig wie möglich. Diese Teppiche (gab es welche?), wie aus Tristesse gewebt, ach, als es die Staatsbank noch gab, in ihrer ganzen stopfigen Majestät. Und ein paar Leute saßen in der Ecke und sahen den Tanzenden zu, Veronika erzählte diesen Witz, in dem es darum ging, dass eine Frage gestellt wird und

dann immer viel zu früh *timing* geschrien. Frag mich mal, was das Wichtigste am Drama ist. *Timing*. Oder war es so: Die Antwort ist *timing*, gib sie mir mal, wenn ich diese Frage stelle. Ich weiß es nicht mehr genau, aber ich erinnere mich genau an Veronika, wie sie, leicht vorgebeugt, immer wieder anderen Leuten das Wort *timing* entgegenschrie. »*The experiment of time translates itself into language, and language translates itself into distance which translates itself into longing, which is the realization of time.*«¹

Es gab Aufführungen, Durchführungen, Führungen. Die ganze Mühsal des Projektierten kam zur Anschauung, ebenso wie der euphorische Niederschlag des zusammen Gemachten. Dann konnte man bei elektronischer Musik auf dem Rücken liegen, auf Schaumstoffschiffchen, und verspürte den Raum plötzlich als Funktion von Linderung. Als ich kam, hatte mir alles wehgetan, als ich ging, war es besser, sagte der Freund von der Dings stellvertretend für uns alle. Die gewaltigen Tiefkühltruhen, die es dort gab. Und die schicken Wickelshirts der Kartenabreißerinnen. (Es gab keine Kartenabreißerinnen, eine musste immer alles machen.) Die Heizungen kannten nur ein oder aus, regulieren ließen sie sich nicht. Und der auf der Französischen Straße vorbeirauschende Verkehr machte das Öffnen der Fenster unmöglich.

Der französische DJ spielte zum wiederholten Mal: Du lässt dich gehen. Der Freund von der Dings tanzte mit einer besoffenen Schlampe und verschwand dann in einer der Kammern. Hey, sie spielen euer Lied. Am Ende flossen Tränen. Weswegen, weiß ich nicht mehr, aber Veronika hatte sich alles notiert und es am nächsten Morgen an alle Beteiligten verschickt.

Es war ein Glück, dass ich dort nie in die Kammern sah. Der Blick in die Kammern gehörte einer anderen Gruppe und ihren Satelli-

ten. Ein projektiertes Wir. Aber ich habe andere Kammern gesehen: wo Vorräte warteten, wo immer irgendwelche überbliebenen Dinge dümmerten, drei Oktaven der Unbrauchbarkeit bespielend. Schraubensammlungen und falsche Ablagen, Kisten, Flaschen, Zeugs zum Drüberstolpern und zur sonstigen Verhinderung. Wenn Leute etwas zusammen machen, in Kontexten und mit oder ohne Kabel, füllen sich die Kammern wie von selbst. Ich weiß nicht, ob ich das noch mal werde machen können. Was denn? Das mit den Gruppen.

Wer hält mich denn im Plural – wer hält uns? Wer nimmt das auf sich? Wir. Wir nehmen das auf uns. Da fragt Veronika: Was soll das denn sein, Grammatik?

Der Plural suggeriert ein gemeinsames Interesse, ein Dazwischen-sein im Sinne des Worts. Ein Wir allein muss keine Gruppe sein. Das ist klar. Denn zu einer Gruppe gehört, dass es etwas Gemeinsames gibt. Eine Kultur (in der flächigsten Verwendung des Begriffs) oder, sagen wir: ein Anliegen, eine Glückserwartung. Vor zehn Jahren hätten wir vielleicht gesagt: Komm, wir lassen alles drin und nennen es den Metzgerclub, den Blumenladen, den Friseur oder Meiers schönen Fleischsalon. Orte sind wichtig. Die Gruppe ist daran gewöhnt, sich von Zeit zu Zeit an einem bestimmten Ort einzufinden und sich zu verhalten. Wir zählen also körperliche Präsenz hinzu. Das ist eben so ein Love-Ding, und Gruppen ohne Körper seien bestenfalls Netzwerke, sagt Veronika.

Eine Gruppe im emphatischen Sinn hört nicht auf und fängt nicht an. Sie ist da, ohne eigens zu beginnen. Aus dieser Anfangslosigkeit folgt, dass man niemals nachkommt. Einander zu versichern, wann genau man sich trifft und dass dann das Soziale beginnt, ist nur eine Ausflucht und der vielsagende Versuch,

der eigenen Individualität eine künstliche Kontur zu geben. In der Tat hat die Gruppe immer schon angefangen. Die Gruppe läuft weiter im eigenen Kopf, bis hin zu den neuronal-okkulten Phasen, in denen die vielstimmige Tonspur der Gruppendebatte im Hobbykeller meines Bewusstseins meinen Schlaf bespielt, um vor mir wieder zu erwachen, obwohl sie nach mir zu Bett gegangen war.

Wenn man davon ausgeht, dass Gruppen Gründe und Ränder haben, dann haben sie die gleichermaßen innerlich und äußerlich. Von außen scheinen sie homogener zu sein als von innen, aber das ist ja bei den meisten Dingen so. Gleitende Identifikationen, interne Verballungen, Tendenzenbildung, osmotische Ressentiments, was immer, *you name it*.

Eine funktionierende Gruppe sollte die Mittel bereithalten, mit den Unzufriedenheiten umzugehen, die sie selbst hervorbringt. Das ist eine Frage der Balance. Wenn das gelingt, erweist sich die Gruppe als funktionierender *Container*, ein *Container* für die zu leistende Arbeit des Denkens im Sinne von W. R. Bion. Wenn ich die Gruppe als *Container* denke, die gedanklichen Abläufe darin wieder gemäß dieser Logik als *contained* denke – dann hätte ich es mit einem beweglichen Vollzug, einem System von Kammern zu tun, in denen etwas gehalten wird.

Gerät die Sache in eine produktive Bewegung, steht die Frage, was je eingeschlossen oder ausgeschlossen, immer wieder neu zur Verhandlung. Was wird vergessen, was behalten? Was ist zwischen wem? Wie ist es um das Verhältnis zwischen dem Denkenden und dem Gedanken bestellt? Daraus erwächst eine Spannung. Was passiert, wenn ich mich in den *Container* werfe, in dem ich selbst enthalten bin? Sowohl der Dogmatismus, der sich nicht

mehr als entsprungen begreift, als auch der umgekehrte mystische Impuls, der auf restlose Vereinigung setzt, leugnen diese Spannung.

Das ist gleichsam ein Bild des psychischen Apparats², an dem nicht das Zurichtende am wirksamsten wird, sondern vielmehr die zärtliche Qualität des überaus Komplizierten. Der Gewinn des Weitersprechens rückt dann in die Nähe einer emotional gebundenen Deduktion mit einer dynamischen Beziehung zum Wachstum. Denn das Medium einer kommensalen, das heißt einer emphatisch-gegenseitigen Beziehung von *Container* und *contained* ist tolerierte Ungewissheit. Es geht um rezeptive Qualitäten und die so tröstliche wie beängstigende Annahme, die könnten in der Tat unendlich sein. Wie in einem unendlichen rekombinierbaren Text. So entstehen Hüllensysteme. So entstehen Liebeslauben, das Aneinander von Blättern, schattig, zur Nacht, und die summe Stille um uns her. Da wollen wir nun hindurchlaufen und uns fragen, was Gruppenbegehren und Ichbegehren miteinander zu schaffen haben. Veronika sagt, das sei kein unendlich rekombinierbarer Text gewesen, sondern letztlich eine Hängematte aus Gequatsche.

Wer spricht mit wem? Wäre das bereits die kleinstmögliche Gruppe, wenn ich mit meinem lyrischen Ich unterwegs bin, mit meinem Subjektivitätsdummy, mit meinem persönlichen *Container* für Metrik und Fleiß? Für die Verpflichtung, die man dem Angefangenen gegenüber hat, und für das Investieren all dieser Zeit in eine Sache, die zu persönlich ist, um nicht immer wieder von Angst durchbrochen zu werden. Etwa so, als ließe sich, gut protestantisch gedacht, das Böse einschüchtern durch Fleiß. Und das lyrische Ich hätte eine Zusatzausbildung als Dompteuse. (*Trying your best will keep evil away.*)

12 »Letztendlich gibt es die alte Tugend eines gut gemachten Hand-
werks (*craft well-exercised*) und seiner exemplarischen Kraft. An
etwas arbeiten zu müssen, um darin besser zu werden, um sich
diese Arbeit weiter zu erschweren und dann wieder an den Kon-
sequenzen zu arbeiten – das bedeutet, begünstigt zu sein. Und
es gibt eine moralische Verpflichtung, eine solche Gunst nicht zu
vergeuden.«³ Dazu gehört auch, sich nicht auf Positionen zu be-
geben, auf denen man nachhaltig vernichtet werden kann, sei es
durch den Zeitfraß einer nicht richtigen Arbeit oder das sausende
Gefälle einer sogenannten *amour fou*.

Nicht alleine sein. Und wir? Und wir, schrieb ich, als resignierter
Trainer in der letzten Zeile, wir sind sicherlich verloren. Diese
Sprechposition kannte viele Zeitgenossen, ja sie schien in einer
gewissen Phase der lyrischen Produktion sogar die privilegierte
gewesen zu sein, oder zumindest eine gern und gut gemachte.
Wer ist denn dieses Wir? Wen schließt es ein, wen schließt es
aus? Es geht um die Frage, warum das lyrische Ich derzeit vor-
zugsweise und vielerorts im Plural begegnet, wobei es sich auch
dort um höchst unterschiedliche *Container* handelt. (Ein Haupt-
unterschied zwischen dem lyrischen Ich und den anderen ist im
Übrigen, dass das lyrische Ich nicht auf den Stepper muss – da
bin ich mit dem Überich ganz allein, in trauter Plauderei.)

Michel Serres macht in seinem schönen Buch *Der Parasit* darauf
aufmerksam, dass der Übergang vom Ich zum Wir kein rein
mathematischer Vorgang sei: »Das Wir ist kein aufsummiertes
Ich, sondern etwas Neues, das durch Delegation des Ich, durch
Konzessionen, Verzicht, Resignation des Ich entsteht. Das Wir
ist weniger ein Ich-Ensemble als das Ensemble der Ensembles
dieser Übertragungen.«⁴

Dem schließen sich weitere Unterscheidungen an. Das Gattungswir zum Beispiel handelt mit dem elementaren Tastsinn, mit dem wir in der Gattungshöhle wandelten, ach, schau, wie schön, die Fossilien, die Geostate und die Dunkelheit unsres gemeinsamen Herkommens. Da, im irdischen Keller, stehen die Schulterblätter von Dinosauriern, aufgereiht wie Surfbretter. Es war das Gattungswir, um das Freud sich gekümmert hat. Das Gattungswir ist die Brücke, auf der Freud sich seine Notizen gemacht hat, nachdem die Urhorde an ihm vorbeigestürmt war.

Oder auch das Pathoswir: Wenn es um den Pathosgehalt geht, hat das Wir dem Ich sicherlich einiges voraus, da individuelles Pathos in der eigenen Wohnung wenig sinnvoll ist. Denn Pathos bestätigt und produziert Gemeinschaft, ethisch und ästhetisch. Das plurale Pathos nimmt Kontakt auf zu der verallgemeinerten und verallgemeinernden Frage nach dem eigenen Tod (der nie ganz der eigene ist, sondern immer auch die Sterblichkeit der Gattung mitmeint). Insofern ist das Wir per se ein pathetischerer Agent als das Ich, und das Pathoswir vielleicht nicht mehr als der rhetorische Anteil des Gattungswirs.

Oder geht es um das Ausflugswir? Um das Vollglück in der Idylle, um bestickte Unterwäsche – ein Traum von Draußensein und *rêverie*; etwas, das leicht ist, weil es nicht notwendig ist. Eine Schmucknaht bestickt die Landschaft, und wir folgen ihrer grünen Schwingung, unter dem hochgereckten Blick des fluchtbereiten Rotwilds. Fragil. Gehobene Stimmung, kühle Ferne, die sich ins Violette neigt, »wo die Wünsche sich erfüllen, ohne das Herz weder zu leeren noch zu sprengen«. Dazu gehören einige, aber nicht viele, »so dass nur ein umzäuntes Gartenleben für die Idyllen-Seligen passe, die sich aus dem Buche der Seligen ein Blatt gerissen«⁵. Was aber machen wir mit dieser Putzigkeit, von der

bekannt ist, dass sie nicht von Dauer ist – dieses herausgelöste Blatt, von der Sonne gewellt.

Das ist nicht zuletzt ein Problem der Darstellung, wie Jean Paul weiß: »Freilich ermüdet die Augen leicht die Darstellung des Glücks, aber nur darum, weil es bald zu wachsen nachlässt. Die vorgedichteten Schmerzen hingegen unterhalten lange, weil der Dichter, wie leider das Schicksal, sie lange steigern kann, die Freude hat nicht viele Stufen, nur der Schmerz so viele ... und die Nemesis lässt uns bei großem Glücke weit näher und lebendiger das Unglück in ihren großen Spiegeln erscheinen als bei großem Unglück zukünftiges Glück.«⁶ Zudem hat sich gezeigt, dass ein Leser oder Filmzuschauer viel eher willens ist, eine überraschende Wendung zum Schlechteren für realistisch zu halten als eine nicht weniger überraschende Wendung zum Besseren: *idiot plot*.

Dann hätten wir da noch das Wir, das den Leser führt. Das rhetorische Wir, das darauf hinweist, dass hier argumentiert wird. Das Wir, das konsekutiv ist, das Mithinwir. Mit einer gemeinsamen Erkenntnis an der pulsierenden Hand gehen wir durch die dunkle Stadt. Und da, wo es vielleicht das Lüftchen der illegitimen Mitnahme umtreibt, bietet es dem werten Gast zumindest einen Stuhl an, und es soll keiner sagen, das sei kein einnehmender Zug. Das Wir, das im Plural spricht, gibt auch den Hinweis darauf, dass der Text nicht nur von einer Stimme lebt, sondern von vielen, und dass die Summe der Erfahrung nicht von der Summe der Begegnungen zu unterscheiden ist. Und das sind die Notizen, die ich auf dem Weg dorthin gemacht habe.

Familiäres und musikalisches Wir will ich nur kurz streifen. Das familiäre Wir entgeht bekanntermaßen dem Schiffbruch und kennt

sich richtig gut mit bewimpelten Flößen aus, das musikalische zieht meine Sehnsucht auf sich. Definitiv Band, oh, bitte, bitte, eine Band sein wollen. Oder auch ein Ensemble.

Zwei zum Beispiel sind keine Gruppe. Und am Rande bemerkt: Bei den therapeutischen Dispositiven, die man sich angewöhnt hat als Individualpsychologie zu bezeichnen, handelt es sich eigentlich, spätestens nach Eintreten der Übertragungsdynamik, um eine Form der Paarpsychologie. Da greift eines ins andere. Nun ist die Gesellschaft allerdings nicht ausschließlich in Paaren organisiert. Darüber sollte man sich im Klaren sein. Gegenüber dem *délire à deux* ist die kleinstmögliche Einheit einer Gruppe die Dreizahl. Jedoch scheint der Realitätsgehalt, der durch Dritte verbürgt werden soll, nicht immer eine gesicherte Größe zu sein.

Veronika behauptet, genau genommen sei man eh immer zu dritt, auch wenn man zu zweit sei: Ihr seid alle den Zeugen gewidmet. Da könne man die Tür von der Kammer, in die man jemanden hinter sich herzieht, noch so sehr verbarrikadieren, da könne man das Handy in den Pool werfen, die Zeitung ab abonnieren und die Kabel aus der Wand reißen. Es helfe nichts. Das hätte man ja auch an dem Franzosen und seinem Schlämpchen gesehen. Aber deswegen waren die ja noch keine Gruppe, gebe ich zu bedenken, und Veronika muss mir ausnahmsweise Recht geben.

Denn die Gruppen, von denen ich spreche, sind kleinteilig und sensibel, sie reagieren auf minimale Verschiebungen. Sehr kleine Einheiten sind das, im Sand wie in der Schrift verschüttet. Und sie verfügen über E-Mail-Verteiler – und wissen sie zu nutzen, merkt Veronika sehr richtig an. Ach, dass man immer, immer alleine ist, wenn das alles eintrifft.